

Chamisso und der nationale Zwiespalt in seiner Dichterseele.

Das Nationalitätsprinzip spielt auch im gegenwärtigen Krieg eine Rolle. Für den einen oder andern der kriegsführenden Staaten bildete es von Anfang an eine Art von Rechtstitel, auf den gestützt das Land an dem ungeheuren Völkerringen teilnahm. Der endliche Friedensschluß wird diese „Aspirationen“ wohl kaum alle befriedigen. Bis zur Stunde ist vielmehr eine gegenteilige Erscheinung zu beobachten und für Millionen zur vorläufigen herben Tatsache geworden: weite Gebiete und ganze Völker stehen zur Zeit unter der Verwaltung von Mächten, mit denen sie in nationaler Hinsicht bisher keine Gemeinschaft hatten.

So entsteht in den Seelen von unzähligen Menschen ein Konflikt, zunächst zwischen Neigung und Zwang, zwischen angeborener Vaterlands-
liebe und pflichtmäßiger Loyalität gegenüber der fremden, aber kraft der Eroberung zu Recht bestehenden Autorität, in der weiteren Entwicklung dann vielleicht ein Kampf zwischen der Anhänglichkeit an das alte Volkstum und der durch lange, wohlthätige Friedensjahre erzeugten und genährten Hochschätzung der geistigen Kräfte jener Nation, mit der die Macht der Verhältnisse sie zu einer großen staatlichen Einheit verbunden hat. Zumeist dürfte es sich in diesem weiteren Verlauf des Prozesses nicht mehr um die Frage der politischen Zugehörigkeit, sondern nur noch um den mehr oder weniger freiwilligen Verzicht auf die völkische Eigenart handeln. Es ist das Problem des Vaterlandslosen, das selbst einem Clemens Brentano infolge seiner italienischen Abstammung fast bis in die Zeit der Freiheitskriege viel zu schaffen machte und ihm in einem Brief an Freund Achim v. Arnim, den begeisterten preußischen Patrioten, im Sommer 1804 die Klage auspreßte: „Ich habe kein Vaterland!“

„Ich hatte ja kein Vaterland oder noch kein Vaterland“, schrieb ein anderer deutscher Dichter, Adelbert v. Chamisso, im Vorwort zu seiner „Reise um die Welt“, da er die für ihn so schmerzlichen politischen Ereignisse vom Jahre 1813 erwähnte.

Wir sind gewohnt, in Chamisso den geborenen Franzosen zu bewundern, der nach Sprache, Sitte und Denkweise außerordentlich rasch und vollkommen sich das deutsche Wesen aneignete und so trotz seiner fremden Abstammung zu einem der volkstümlichsten Dichter Deutschlands wurde. Diese Auffassung ist berechtigt, nur darf man nicht vergessen, daß auch Chamissos Leben und zum Teil, obwohl nicht so ausgesprochen, auch seine Werke Zeugnis dafür ablegen, wie ein hervorragender Geist beim redlichsten Bestreben, in ein neues Volkstum einzuwachsen, doch das Land seiner Geburt oder Abstammung nicht zu verleugnen und eine gewisse Zwiespältigkeit des Wesens niemals abzulegen vermag — selbst dann nicht, wenn der langjährige innere Kampf um die Nationalität durch freie Wahl schon im jungen Manne zugunsten des neuen Vaterlandes entschieden ist.

Louis Charles Adelaïde de Chamisso oder Adelbert v. Chamisso, wie er sich als deutscher Dichter nannte, entstammte einem alten lothringischen Adelsgeschlecht und wurde am 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Der Knabe zählte erst neun Jahre, als der unselige Revolutionssturm seine Eltern aus Frankreich vertrieb. „Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und manchem erduldeten Elend“, erzählt er selbst, „ward meine Familie zuletzt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterieregimente der Besatzung Berlins.“ In dieser Stellung lieferte der kleine Franzose eine vortreffliche kriegswissenschaftliche Arbeit und erhielt schon 1801 seine Ernennung zum preussischen Leutnant. Um seinen vorteilhaften Posten nicht zu verlieren, blieb Adelbert in Berlin zurück, als seine Eltern und Geschwister zu Beginn des neuen Jahrhunderts unter der Herrschaft des Ersten Königs wieder in die Heimat zurückkehrten. Für den späteren deutschen Dichter war dieser Entschluß vielleicht von entscheidender Bedeutung, in religiöser und sittlicher Hinsicht dagegen brachte er für den gänzlich unfertigen Jüngling verhängnisvolle Nachteile, stand Adelbert doch „in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung“¹.

Auch seine äußere Lage gestaltete sich um diese Zeit drückend. Die militärische Laufbahn sagte ihm je länger desto weniger zu, eine Be-

¹ Das sind seine eigenen Worte.

schäftigung, die seinen unstillen, lebhaften Geist hätte in Schranken halten können, gab es für ihn nicht, und der kleine Fremdling litt viel an Heimweh. Um so mehr freute er sich, als er Ende 1802 seinen kranken Bruder, der, wie es scheint, von ihm getrennt ebenfalls noch in Deutschland weilte, nach Frankreich zurückbegleiten durfte. Es hielt ihn aber dort nicht lange; denn er fühlte sich der alten Heimat bereits zu sehr entfremdet. Schon im Frühjahr 1803 ist Adelbert wieder in Berlin, und es bedarf jetzt nicht mehr der Ermahnungen von Eltern und Geschwistern, um ihn zum Bleiben in der preussischen Hauptstadt zu bewegen, hatte er doch nun Anschluß an einige poetisch veranlagte Altersgenossen gefunden.

Pflege romantischer Freundschaft und Poesie war das Ziel, das sich Chamisso, Karl August Varnhagen, Wilhelm Neumann, Julius Eduard Hitzig und einige andere begeisterte Jünglinge setzten, als sie miteinander die freie Vereinigung des Polarstern- oder Nordsternbundes gründeten. Schon im folgenden Jahre erschien „unreiferweise“, wie Chamisso bemerkt, ihr erster Musenalmanach. Nach dem dritten Jahrgang war das Interesse der Dichter, noch mehr das der Leser erschöpft: der Almanach im grünen Umschlag ging ein, aber die Freundschaft mit Hitzig und Varnhagen bestand weiter. Die Zeit verflog zwischen dichterischen Versuchen in französischer und deutscher Sprache, Liebeständeleien aller Art und gelegentlichen Ansätzen zu ernstem Studium, zumal des Griechischen. Der Krieg mit Frankreich unterbrach 1806 jäh dieses freie Litteratenleben. Nur mit innerem Widerstreben zog der junge Chamisso als preussischer Offizier gegen seine früheren Landsleute ins Feld. Bei der schmachvollen Übergabe der Festung Hameln an die französische Belagerungsarmee geriet auch er in Gefangenschaft und kehrte nun ein zweites Mal nach Frankreich zurück, fand aber seine Eltern nicht mehr am Leben. Wieder in Deutschland, erhielt er endlich zu Anfang des Jahres 1809 die längst nachgesuchte, aber durch den Krieg hinausgeschobene Entlassung aus dem preussischen Heeresverband.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich folgten für ihn zwei trübe Jahre. „Irr an mir selber“, schreibt er später über diesen Abschnitt seines Lebens, „ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit.“ In dieser Not verschafften ihm seine französischen Verwandten eine Professur am Lyzeum in Napoléonville in der Vendée. Er reiste hin, erfuhr aber bei seiner Ankunft, daß die Stelle mittlerweile bereits aufgehoben war. Die Enttäuschung scheint nicht allzu schmerzlich gewesen zu sein, sollte er doch nach seinem humorvollen Geständnis in

Napoléonville Latein und Griechisch lehren, wobon er das letztere „schon wieder vergessen“, das erstere aber „nie gewußt“ hatte. Dafür trifft er nun in Paris mit August Wilhelm v. Schlegel und dem Kreis der Frau v. Staël zusammen, übersetzt Schlegels Vorlesungen ins Französische, findet bei dieser Arbeit in Helmine v. Chézy eine Gehilfin und platonische Herzenskönigin und folgt später der Staël auf ihr Schloß Chaumont und nach Blois. Während des Winters 1810/11 beschäftigte sich der Dichter wieder selbständig beim gelehrten Präfecten Prosper de Barante in der Vendée mit dem Studium der altfranzösischen Literatur und reiste erst im Sommer 1811 in die Schweiz, nach Genf und Coppet (Ranton Wallis), wohin sich die Staël, seine „hohe Herrin“, mit ihrer nächsten Umgebung aus Frankreich zurückgezogen hatte. Um diese Zeit begann Chamisso sich mit gründlichen botanischen Studien zu befassen, die er auch nach der Vertreibung der Staël durch Napoleon, im Mai 1812, an den Gestaden des Genfer Sees eifrig fortsetzte und durch eine größere Wanderung in der Gegend des Montblanc zu einem vorläufigen Abschluß brachte.

Im Spätjahr 1812 nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit wieder in der preussischen Hauptstadt, fühlte Chamisso in sich das dringende Bedürfnis, der lähmenden Unschlüssigkeit in der Wahl des Berufes und des Vaterlandes endlich ein Ende zu machen. Er zählte nun 30 Jahre; es war hohe Zeit, daß er in diesen zwei brennenden Lebensfragen eine endgültige Entscheidung traf. Er wählte als Beruf das Studium der Naturwissenschaften, besonders der Botanik, und beendete, wenigstens wie es ihm schien, den jahrelangen inneren Kampf zwischen französischem und deutschem Volkstum durch rückhaltlosen Anschluß an seine neue deutsche Heimat. Doch schon das folgende Jahr stellte seine vaterländische Gesinnung auf eine harte Probe. Es zeigte sich jetzt, daß die Liebe zum Lande seiner Väter noch nicht in ihm erstorben war trotz aller aufrichtigen Bewunderung, die er für deutsches Wesen hegte. Unter dem Eindruck der weltgeschichtlichen Ereignisse von 1813 zog sich der Dichter auf ein Landhaus in der Nähe Berlins zurück und schrieb hier das reizende Märchen „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte“, worin er das Problem des Vaterlandslosen von seinem Standpunkt aus zu lösen versuchte. Völlig überwunden war aber damit der Zwiespalt in seinem Innern nicht, denn als das Jahr 1815 noch einmal halb Europa gegen Frankreich unter Waffen rief, da riß dieser neue Sturm die scheinbar vernarbte Wunde in des Dichters Herz wieder auf, und er faßte die damalige Seelenstimmung in die Worte zusammen:

„Die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen.“¹

In diesem gedrückten Gemütszustand kam ihm eines Tages bei seinem Freund, dem Verleger Julius Eduard Hitzig in Berlin, ein Zeitungsartikel zu Gesicht, worin einige Andeutungen über eine von den Russen geplante Entdeckungsreise zum Nordpol gemacht waren. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief Chamisso in seinem Mißmut aus und stampfte dabei mit dem Fuß. Hitzig griff das Wort sofort auf, fragte ihn, ob das sein Ernst sei, und verschaffte dem Dichter auf seinen Wunsch eine Empfehlung an den Staatsrat August v. Rozebue, dessen Sohn Otto die russische Nordpolexpedition des Grafen von Romanzoff auf dem Schiffe „Kurik“ als Kapitän befehligte. Chamisso reiste über Hamburg nach Kopenhagen, wo er mit den Russen, die am 12. Juni 1815 Neval verlassen hatten, am 17. August die gefährvolle Weltumseglung begann. Der Dichter hatte in seiner Eigenschaft als naturwissenschaftlicher Forscher bei der Leitung des Unternehmens Aufnahme gefunden, es war ihm aber schon in Plymouth, dem letzten europäischen Hafen, vom Kommandanten zu überlegen gegeben worden, daß er „als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen habe“. Die Reise ging nach Teneriffa, Brasilien, Chile, Kamtschatka, in die Beringstraße und nach Unalaskaka, von da nach Kalifornien, den Sandwichinseln und Rabak, dann wieder zurück nach Unalaskaka, abermals über die Sandwichinseln nach Rabak, endlich über Guajan nach den Philippinen, von wo die Heimfahrt um das Kap der Guten Hoffnung nach London und St. Petersburg erfolgte. Auf einem andern Schiffe landete dann Chamisso am 17. Oktober 1818 in Swinemünde und betrat

¹ Eine in der Hauptsache auffallend treffende Bestätigung der Selbstcharakteristik Chamissos, der die bisherigen Ausführungen größtenteils folgten, findet sich in einem Brief des Dichters Gustav Schwab an Karl Mayer vom 2. Dezember 1815. Da heißt es u. a.: „An Chamisso lernte ich einen trefflichen Menschen kennen; eine gewisse schmerzliche Wehmut leuchtet aber aus seiner Gestalt, seinem Wesen und aus jedem Worte, das er in gutem, aber mühseligem Deutsch herausdrehelt, hervor und ist auch in seinem Roman Peter Schlemihl, den ich Ihnen sehr zum Lesen empfehle, unverkennbar: sie rührt wohl hauptsächlich aus dem unseligen Verhältnis her, in dem er als besserer Franzose (der aber dies doch immer bleibt) zu seinem Vaterland, zu Deutschland und zu der ganzen Welt steht, und das ihn jetzt auch zu seiner Weltumseglung treibt, weil er auf dem festen Land nach seiner Meinung für sich nichts mehr zu suchen hat und sich der Wissenschaft opfern will.“ (Karl Mayer, Ludwig Uhland II, Stuttgart 1867, 60.)

nach mehr als dreijähriger Abwesenheit tiefgerührt wieder den Boden der deutschen Heimat.

Der eigentliche Zweck der Reise, die Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt von Anaschaka aus, wurde nicht erreicht. Auch für Chamisso war das wissenschaftliche Ergebnis der langen Fahrt infolge mangelnden Verständnisses bei seiner Umgebung und noch mehr wegen des geringen Entgegenkommens von seiten des Kapitäns zunächst ein recht dürftiges. Doch erwiesen sich später die Anregungen, welche er in den drei Jahren empfangen hatte, für ihn in mannigfacher Hinsicht als äußerst wertvoll. Mit der Rückkehr in die Heimat ist bei ihm nicht nur das seelische Ringen um die Nationalität zugunsten des Deutschtums entschieden, er tritt nun als Gelehrter und bald auch als Dichter in die Zeit seiner Meisterschaft.

Das Jahr 1819 brachte ihm eine staatliche Anstellung und — eine Frau; er wurde Rustos am Botanischen Garten in Berlin und verheiratete sich mit Antonie Plafie, einem jungen Mädchen aus einfacher bürgerlicher Familie, das er schon als Kind gekannt hatte. Im nämlichen Jahre ernannte ihn die Berliner Universität zum Doctor h. c. der Philosophie und die Gesellschaft der Naturforscher zu ihrem Mitglied. So lebte er in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts das stille, zurückgezogene Leben eines Gelehrten, das nur durch gelegentliche kleine Reisen und Ausflüge auf das angenehmste unterbrochen wurde. Die poetische Ader floß zunehmend reichlicher, wenn auch Chamisso selbst noch 1826 an seinem Dichterberufe zweifelte und das Versemachen lediglich als angenehme Nebenbeschäftigung betrieb. Als er aber zu Anfang der dreißiger Jahre einen neuen *Musen Almanach* herausgab, fand das Unternehmen in den literarisch interessierten Kreisen sofort eine überraschend günstige Aufnahme, und fast alle zeitgenössischen Dichter von Namen erklärten sich zur Mitarbeit bereit. Im Jahre 1831 erschienen seine gesammelten Gedichte in erster, 1835 in zweiter, stark vermehrter Auflage und machten den gebornen Franzosen zu einem der beliebtesten deutschen Sänger, ja nach dem Tode Goethes zum anerkannten Meister auf dem Gebiete der Poesie. Chamisso zählte zu seinen literarischen Freunden und Mitarbeitern am *Musen Almanach* neben Goethe, August Wilhelm v. Schlegel, Fouqué, Rückert und Arndt auch die jüngeren Talente: Eichendorff, Immermann, Hoffmann v. Fallersleben, Holtei, Gaudy, die Schwaben Uhland, Schwab und Justinus Kerner, die Österreicher Lenau und Anastasius Grün, endlich den von ihm entdeckten und verwöhnten Dekadenzdichter Heinrich Heine.

Mittlerweile hatte aber die bisher eisenfeste Natur Chamissos durch einen Grippeanfall im Jahre 1831 eine schwere Erschütterung erlitten, die trotz häufiger Badeskuren nie mehr völlig überwunden wurde. Auch die Gattin, mit der ihn dauernd ein glückliches Familienverhältnis verband, fing um diese Zeit an zu kränkeln. Von da an empfand der Dichter die Last seines Amtes drückend. Doch sollte dem alternden Manne noch eine hohe Auszeichnung zuteil werden: 1835 wurde er auf Alexander v. Humboldts Antrag zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Im Mai 1837 starb seine Frau, und bereits im Frühjahr 1838 bat Chamisso um seine Enthebung von dem Amte als Rostos des Botanischen Gartens. Sie ward ihm unter Belassung des vollen Gehaltes gewährt, eine Gunst, die der dürftig bemittelte Dichter bitter benötigte. Doch schon am 21. August 1838 folgte Chamisso seiner Gattin im Tode nach, tief betrauert von seinen Freunden und den zahlreichen Verehrern seiner volkstümlich gewordenen Poesien.

Die poetischen Jugenderzeugnisse Chamissos sind im Vergleich zu seinen späteren Schöpfungen lediglich metrische Übungen. Der Dichter bedient sich noch abwechselnd der französischen und der deutschen Sprache, arbeitet nach lateinischen und griechischen Vorbildern, feiert seine deutschen Meister Schiller und Goethe und besingt in entlehnten Bildern und Wendungen die verschiedenen weiblichen Personen, die in diesen Jahren der Unfertigkeit und der schwankenden Entschlüsse seinen Lebensweg kreuzten, an die ihn jugendliche Leidenschaft oder auch ein rein platonisches Interesse fesselten. Die meisten dieser Poesien finden wir in den drei Jahrgängen des Musenalmanachs, der bei allen Mängeln für die Verfasser manches Gute im Gefolge hatte und z. B. einen Mann von der Autorität Fichtes auf den jungen talentvollen Emigranten aufmerksam machte. Ab und zu verraten übrigens diese zierlich gepflegten Verse tiefere Empfindung, so das ergreifende Gedicht „Der blinde Knabe“, das zwar auf eine englische Vorlage zurückgeht, aber doch zugleich das Ringen nach Licht in der Seele Chamissos selbst andeutet. Es stammt aus dem Jahre 1803. Um dieselbe Zeit entstand das autobiographische Bekenntnis „Die jungen Dichter“, worin der Nordsternbund im Stile jugendlicher Überschwenglichkeiten gepriesen und gefeiert wird. Es gehört zu den ganz wenigen Poesien aus der Frühzeit des Dichters, worin sich etwas von dem inneren Kampfe um die Nationalität offenbart. Aber selbst hier geschieht es nicht mit der Kraft eines echten, ungekünstelten Geständnisses, sondern unter vielen rhetorischen

Floskeln und der Romantik eines Fouqué entnommenen teutonischen Unklarheiten:

Doch muß im Kampf der inneren Naturen
Des Erdensohnes tiefstes Herz erkranken,
Wer heilt die Reiden, die ihm widerfahren?

Es weht der Nord, es drücken schwer die Schranken. —
Doch plötzlich halt aus Thuistons Wardenhaine
Besüßelt der Gesang, halt mir, dem Franken,

Halte tief mir in das Herz, daß neu erscheine
Der Schönheit Idealenwelt im Blühen,
Sich in der trunkenen, regen Brust vereine

Zu schönen, sanften Lebensmelodien
Der Zwist der inneren Naturen; Löhne
Erstrahlen nur, die in der Seele glühen.

Dort blüht das Reich der Ideal'; es sehne
Das Herz sich, in das Heiligtum zu bringen;
Es spanne sich, erhöhter Kraft, die Sehne!

Und nach dem schönen Ziele kühn zu ringen,
Erhebt der Fremdling sich.

Anderwärts gefällt sich der jugendliche Verfasser in der Behandlung von grotesk-phantastischen Motiven („Die Trauung“). Ein undeutscher Zug, den er auch in seinen Meisterjahren nicht ganz abzustreifen vermochte. Dafür deuten einige hübsche Übersetzungen (des Stabat Mater und der Hymne an Johannes: O te Deo Saturatum) auf eine andere, eine vortreffliche Charaktereigenschaft des heimatlosen Dichters hin: seine ganz ungewöhnliche Einfühlungsfähigkeit in die Literaturen und den Ideentreis fremder Völker. Hierin war und blieb Chamisso auch später ein echter Jünger der Romantik. Zugleich merkt man in solchen Beiträgen zu den einzelnen Jahrgängen des Musenalmanachs noch den Einfluß des katholischen Elternhauses, der allerdings gerade in diesen Jahren durch den beständigen Verkehr mit Freigeistern, Juden und lauen Katholiken vom Schlage eines Varnhagen immer mehr zurückgedrängt wurde. Im Geiste dieser neuen Freunde sind sein „Encheiridion“ und „Das Gelehrte Berlin“ gehalten, zwei satirische Gedichtsammlungen, worin Chamisso in Distichonform nach dem Vorbild der Weimarer „Xenien“ zeitgenössische unliebsame Erscheinungen der deutschen Literatur und der Berliner Gesellschaft geißelt.

Das Kriegsjahr 1806 schließt die Frühzeit von Chamissos poetischem Wirken, die Zeit der Übungen und tastenden Versuche ab. Es folgt dann eine lange Pause. Weder die großen Ereignisse der napoleonischen Eroberungszüge noch jene der Freiheitskriege vermochten unsern Dichter zum

Gefange zu begeistern, da sein Herz all diese Jahre hindurch unter dem Zwiespalt seiner politischen Sympathien litt. Aber selbst die dreijährige Reise um die Welt, die ihm die Wunder aller Reiche der Natur und die Eigenart unzähliger Völker und Menschenklassen vor Augen führte, hat ihn nur selten zu einer kleinen Gelegenheitsdichtung angeregt. Erst nach seiner Rückkehr beginnt für Chamisso die Blüteperiode seines poetischen Schaffens, deren heller Glanz das Unausgeglichene seines Wesens vorerst völlig zurücktreten läßt.

Zu den reifsten Erzeugnissen der Muse Chamissos gehören seine ganz ungewöhnlich stimmungsvollen, sangbaren Lieder. Die zum Teil umfangreichen Zyklen „Frauen-Liebe und -Leben“, „Die Blinde“, „Lebens-Lieder und -Bilder“ sind in ihrer Art unübertroffene Kabinettstücke zartester, edler Lyrik. In der Vertonung von Schumann kommt ihr tief musikalischer Gehalt voll zur Geltung. In ästhetischer Hinsicht halten sie den Vergleich mit Goethes reifsten lyrischen Gaben fraglos aus; durch ihre sittlich höhere Auffassung unterscheiden sie sich sogar vorteilhaft von den erotischen Produkten des Altmeisters. Das gilt freilich nicht von allen Liedern Chamissos. Schwüle Sinnlichkeit findet sich zwar bei ihm kaum, dafür um so häufiger eine gewisse Derbheit des Ausdrucks, die Goethe im allgemeinen fremd ist. Beide Sänger nehmen auch mit Vorliebe — im Gegensatz zu andern Dichtern — das Seelenleben der Frauen selbst unmittelbar zum Vorwurf. Eine weitere Ähnlichkeit mit Goethe zeigt Chamisso in seinem lebhaften Interesse für die Natur, der ja auch seine wissenschaftlichen Forschungen gewidmet waren. Den Wechsel der Jahreszeiten, die Poesie des Wanderns, anmutige Landschaften und auffallende oder auch alltägliche Erscheinungen im Weltall weiß er mit konkreter Anschaulichkeit oft in allen Regenbogenfarben von Ernst, Witz, Scherz und Laune zu schildern. Wenn wir von ihm nichts anderes hätten als das prächtige „Frisch gesungen“, das mit den ewig jugendlichen Worten schließt:

Nur frisch, nur frisch gesungen,
Und alles wird wieder gut!

so könnten wir daraus folgern, daß Chamisso ein Sänger der Natur war, wie ihn nicht jedes Jahrzehnt hervorzubringen pflegt.

Fast noch bekannter als seine Lieder sind Chamissos Balladen und die mit ihnen verwandten poetischen Erzählungen, eine Dichtungsart, deren Wiedererweckung in der deutschen Literatur wir ihm, dem gebornen Romanen, verdanken. In ihrer Mehrzahl fußen sowohl Balladen

wie Erzählungen auf einer Volks Sage, einem tatsächlichen auffallenden Ereignis, einer interessanten Anekdote und zeichnen sich daher nahezu ausnahmslos durch einen gediegenen, für die Behandlung dankbaren Stoff und Gehalt aus. „Ich nehme meine größten Freuden und meine frischesten Poesien aus der Jugend, aus den Schulen und aus dem Volke“, gestand der Dichter selbst. Die leicht verständliche Fassung, die Chamisso seinem Vorwurf zu geben wußte, trug das übrige bei, um ihnen in den weitesten Kreisen Eingang zu verschaffen. „Die Löwenbraut“, „Die Sonne bringt es an den Tag“, „Die Kreuzschau“, „Mateo Falcone“, „Salas y Gomez“ und viele andere sind Eigentum der Schule und des Volkes geworden. Ganz erreicht Chamisso die Meisterschaft eines Uhland oder Schiller in seinen Balladen wohl nicht, und eine Reihe seiner weniger bedeutenden Gedichte unterscheidet sich von der Prosa fast nur durch die metrische Form.

Chamisso's Balladen sind zumeist Bearbeitungen oder auch eigentliche Übersetzungen aus den Literaturen der verschiedensten Völker: der Franzosen, Engländer, Dänen, Russen, Griechen, Spanier und Portugiesen. Auch nach jüdischen, lettischen, kossischen, orientalischen und erotischen Vorbildern sind einige seiner schönsten Dichtungen entstanden. Was der Jüngling einst in den Beiträgen zum Musenalmanach als seine besondere Eigenart und Begabung offenbarte, das hat später der reife Mann zu vollendeter Meisterschaft ausgebildet. Ihm, dem Fremdling, war es wie kaum einem andern deutschen Dichter gegeben, in die Geisteswelt fremder Nationen einzudringen, die Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker und Stämme dichterisch zu verkörpern und dabei selbst die Denkweise und Interessen der von ihm geschilderten Rassen und Menschentypen zu seinen eigenen zu machen. Am meisten zieht es ihn zu jenen Nationen und Individuen hin, über denen der Schleier des Geheimnisvollen, Düstern, Schwermütigen liegt, oder die vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung als gebrandmarkt gelten: zu den Juden, den Indianern, den Südseebewohnern, zu den Zauberern, Henkern und Räubern. Seine Parteinahme für die Juden dürfte sich in der Hauptsache aus dem engen Verkehr mit Barnhagen, Hixig, Rachel und ihrem Kreise erklären. Sie kommt in den längeren Balladen „Gloz Leczeta“ und „Baal Teshuba“ maßvoll, aber doch deutlich zum Ausdruck. Die Vorliebe für die Südseeinsulaner und Ureinwohner Amerikas aber ist ein Ergebnis seiner Reise um die Welt. Immer wieder weist Chamisso sowohl in seiner Reisebeschreibung als auch in seinen Poesien darauf hin, daß in diesen Natur-

völkern gerade so gut eine menschliche Seele wohnt wie in den übermütigen Vertretern der weißen Herrenrasse, daß diese schlichten Leute ihnen widerfahrenes Unrecht ebenso tief fühlen wie wir. Er ereifert sich gegen die Bezeichnung „Wilde“, mit denen man diese andersgearteten Menschen oft auf Grund der oberflächlichsten Kenntnis brandmarkt, fällt aber in diesem an sich löblichen Eifer nicht selten in den Fehler, daß er den christlichen Weißen Grausamkeiten zuschreibt, deren Darstellung die antichristliche Tendenz nicht verleugnen kann. Besonders abstoßend tritt dieses Vorurteil des Dichters in der längeren epischen Poesie „Der Stein der Mutter oder die Guahiba-Indianerin“ zutage.

Manche von diesen Übersetzungen oder Nachdichtungen zählen heute zu den beliebtesten Balladen der deutschen Literatur. Es gibt wohl keinen Männerchor auf dem Lande oder in kleineren Städten, der nicht schon das nach dem Dänischen verfaßte „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“ mit warmer Begeisterung gesungen hätte. Recht zeitgemäß erscheint jetzt auch der dem Lettischen nachgebildete Klagegesang „Der Sohn der Witwe“. Hoch zu Ross ist der jugendlich kräftige Bauernsohn in die Schlacht gezogen, aber der treue Rappe kehrt ohne Reiter zurück und meldet den Tod seines Herrn. Die Schlußverse nehmen eine sarkastische Färbung an, wie das Volk sie zuweilen beim ernstesten Stoffe liebt:

Die Trauer der Braut drei Wochen war,
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr,
Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
Bis müde sie selbst ins Grab sich gelegt.

Raum weniger Interesse dürften gegenwärtig die zwei längeren Balladen erwecken, die Chamisso nach dem Russischen des Relejeff verfaßte und unter dem gemeinsamen Titel „Die Verbannten“ veröffentlichte. Sie schildern in glühvoller Sprache das traurige Los von politischen Sträflingen in Sibirien. Der Dichter legt dem einen seiner Helden, Woinarowski, die Prophezeiung des sterbenden Kosakenhäuptlings Mazeppa in den Mund, jenes grimmigen Russenfeindes, der den Zusammenbruch des halbasiatischen Riesenreiches für die ferne Zukunft mit den Worten verkündet:

„Was mir geträumt, noch war es nicht beschlossen:
Daß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonnen eitel schimmern,
Das Herz von Übermut geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.“

Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."

Nicht geringerer Volkstümlichkeit als der Lieder- und Balladendichter, der gewandte Übersetzer und der nachahmende internationale Barde erfreut sich Chamisso, der heitere, sorglose Humorist. „'s war einer, dem's zu Herzen ging“, „Es ist nur so der Lauf der Welt“, „Der rechte Barbier“, „Bech“, „Hans im Glück“, „Hans Jürgen und sein Kind“, „Roland der Roßkamm“ und so viele andere köstliche Produkte sind uns zumeist schon von Jugend auf geläufig. In einigen Fällen artet aber nicht nur der Humor in Übermut, sondern auch die fröhliche Ironie in ähnden Sarkasmus aus, und an geschmacklosen, ungerechten Angriffen auf die christliche Religion, vor allem auf die Einrichtungen und Lehren der katholischen Kirche, fehlt es leider nicht.

Der Dichter arbeitete keineswegs leicht, überwand aber durch zähe Ausdauer die Widerstände, die ihm Abstammung, Temperament und eine gewisse Nüchternheit der Lebensauffassung auf dem Wege zur Sprachbeherrschung und poetischen Produktion entgegensetzten. So erreichte er mit der Zeit in seinen Poesien neben ideeller Vertiefung auch eine seltene Glätte und Sicherheit des Ausdrucks. Er handhabte schließlich die schwierigen Formen des Sonetts und namentlich der Terzine mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, Eleganz und Kraft.

Von Chamisso's Prosawerken nimmt die zweibändige Beschreibung seiner Reise um die Welt bei weitem den meisten Raum ein. Der Verfasser tritt hier in seiner Eigenschaft als Gelehrter auf und läßt nur gelegentlich auch den Dichter zu Worte kommen. Von Kunst und Literatur ist selten die Rede und dann immer nur kurz und nebenbei. Doch selbst auf den Genuß anmutiger landschaftlicher Beschreibungen und lyrischer Ergüsse muß der Leser verzichten; denn das wenige, was hier geboten wird, entspricht nicht den Erwartungen, die man an den Genius eines Chamisso zu stellen geneigt ist. In der Hauptsache besteht dieses Werk aus nüchtern abgefaßten, verständigen und lebensklugen Aufzeichnungen über die einförmigen Erlebnisse auf hoher See und die Beobachtungen des gelehrten Reisenden auf den Inseln und an den Küsten der vielen Länder, welche die russische Expedition auf ihrer Fahrt besuchte, dann auch aus den trockenen Mitteilungen über die Ergebnisse der eigentlichen naturwissenschaftlichen Forschungen, Ergebnisse, die auf alle Reiche der Natur, auf Erde, Wasser, Luft und Himmel, namentlich auf die Fragen und

Probleme der Völkerkunde sich erstrecken, aber heute zum größten Teil nur noch historisches Interesse besitzen. Als poetische Früchte der Reise wird man lediglich einige kleinere Gedichte („Aus der Beringsstraße im Sommer 1816“, „Der Sturm bei den Aleutischen Inseln“, „Bei der Benennung der Chamisso-Insel im Kokebue-Sund“, „Karabus“) und im weiteren Sinne auch die erst nach der Rückkehr verfaßte, meisterhafte poetische Erzählung „Salas y Gomes“ betrachten dürfen.

Anderseits wollte Chamisso mit seiner „Reise um die Welt“ auch keine wissenschaftliche Arbeit im strengen Sinne liefern. Er wünschte nur, seine „Bemerkungen und Ansichten“, die er dem Kapitän v. Kokebue für dessen eingehenden, 1821 zu Weimar im Druck erschienenen Reisebericht zur Verfügung gestellt hatte, fehlerfrei und zusammen mit dem Tagebuch der Öffentlichkeit zu unterbreiten. So umfaßt das zweibändige Werk ein Stück Lebensgeschichte des Dichters, von dem er indes selbst gesteht, daß einzelne Abschnitte von einer „oft unvermeidlichen Dürre“ seien. Es bietet ungemein viel Belehrung, aber mehr in den gelegentlichen Zwischenbemerkungen und kritischen Glossen des Weltumseglers als durch planmäßige Verwertung von wissenschaftlichen Resultaten. Für den Standpunkt Chamissos zu den Fragen der Deszendenz ist z. B. folgende Bemerkung bezeichnend: „Unter den Seepflanzen, die ich vom Kap mitgebracht habe, hat eine, oder nach meiner Ansicht haben zwei eine große Rolle in der Wissenschaft gespielt, indem sie für die Verwandlung der Gattungen und Arten in andere Gattungen und Arten Zeugnis ablegen gesollt. Ich habe wohl in meinem Leben Märchen geschrieben, aber ich hüte mich, in der Wissenschaft die Phantasie über das Wahrgenommene hinausschweifen zu lassen. Ich kann in einer Natur, wie die der Metamorphoser sein soll, geistig keine Ruhe gewinnen. Beständigkeit müssen die Gattungen und Arten haben, oder es gibt keine. Was trennt mich homo sapiens denn von dem Tiere, dem vollkommeneren und dem unvollkommeneren, und von der Pflanze, der unvollkommeneren und der vollkommeneren, wenn jedes Individuum vor- und rückschreitend aus dem einen in den andern Zustand übergehen kann?“

In Fachzeitschriften veröffentlichte Chamisso mehrere Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik, Geographie und Völkerkunde.

Das einzige schriftliche Dokument aus der Militärzeit des Dichters ist sein Memoire über die Ereignisse bei der Kapitulation von Hameln aus dem Jahre 1808. Da er als Offizier Zeuge des traurigen Vorganges der Übergabe einer preussischen Festung an die Franzosen war,

so wurde er später vom Militärgericht aufgefordert, sein Gutachten darüber abzugeben. Chamisso verteidigte seine Kameraden, sowohl die Offiziere wie die Mannschaften, aufs wärmste, bezeichnet dagegen die maßgebenden Vorgesetzten und den Befehlshaber der Festung als die Schuldigen und faßt sein Endurteil in die Worte zusammen: „Mögen denn die Urheber der Kapitulation Hameln's für den neuen Schandfleck, den sie dem deutschen Namen aufgeheftet haben, büßen; wir wälzen die Schuld von uns ab und waschen uns von der Schmach rein.“ Das Ehrengericht sprach ihn daraufhin am 21. März 1809 „von jeglicher Anschulldigung in Beziehung auf sein Benehmen in Hameln“ frei und stellte ihm das Zeugnis der Pflichttreue aus.

Während des Feldzugs gegen Frankreich entstand noch eine andere für die Charakteristik des Dichters wertvolle, von den politischen Ereignissen aber gänzlich unberührte Schrift: das kleine romantische Märchen *Adelbert's Fabel*. Ein Zeugnis von der Unschlüssigkeit, der Unlust, den wechselnden Entschlüssen und der Niedergeschlagenheit, die damals den Jüngling beherrschten!

Der Eingang erinnert an den „*Heinrich von Ofterdingen*“ des Novalis, den typischen Roman der Romantik. Das Ganze an die Märchen der Romantiker überhaupt. Adelbert ist in Gefahr, zwischen düstern, kalten Eismauern von einem tödlichen Schlummer überwältigt zu werden. Da erscheint ihm eine hohe Frau (die dichterische Phantasie) und überreicht ihm einen Ring, auf dem der Jüngling im Schimmer des Polarsterns (Nordsternbund) das befreiende Wort „*Wollen!*“ liest. Der Vorgang übt auf ihn eine belebende Wirkung aus, aber das Zauberwort vermag noch nicht alle Widerstände zu besiegen, die sich dem Tatendrang des Jünglings entgegenstellen; denn die Erscheinung eines Alten, der auf dem Throne sitzt, sagt ihm, daß der Wille an der harten „*Notwendigkeit*“ seine Schranken findet. In einer dritten Offenbarung wird ihm endlich die Erkenntnis zuteil, daß die höchste Kraft und Stärke des Menschen in der Vereinigung aller seiner Seelenkräfte und in der innigen Verbindung mit seinesgleichen liegt: auf dem Zauberlinge steht jetzt das Wort „*Gemeinsam wollen!*“ eingegraben. „Da erwachte er, und er hatte das Antlitz gegen die im Osten aufsteigende Sonne.“

Der Sinn des Märchens ist im ganzen klar: bloße poetische Träumerei wirkt erschlassend, macht unentschieden und unfrei. Der Mensch muß wollen. Zwar setzt die eiserne Notwendigkeit auch dem entschiedensten Streben gewisse Schranken, doch die Vereinigung von Phantasie und tatensfrohem Wirken und der Anschluß an gleichgesinnte Freunde sind für einen Charakter wie Chamisso die sichersten Mittel, die zum Ziele führen. Nicht eine allgemeine Lebensregel wollte also der Dichter hier aufstellen, das kleine Stück hat lediglich die Bedeutung eines Selbstbekenntnisses und heißt daher treffend „*Adelbert's Fabel*“.

Ein Drama, „Fortunati Glückseckel und Wunschhüttlein“, das den Dichter um diese Zeit unter der Einwirkung Fouqués lebhaft beschäftigte, blieb Bruchstück, obwohl es eine umfangreiche Dichtung darstellt. Das hier bearbeitete Sagenmotiv aber verwandte Chamisso im berühmtesten und auch literarisch hervorragendsten seiner Prosawerke, im Märchen Peter Schlemihls wunderfame Geschichte.

Der Held ist ein halb ernst, halb ironisch gezeichneter Pechvogel, wie der jüdische Name Schlemihl schon andeutet. Er wird selbst als erzählend eingeführt und teilt seine wunderfame Geschichte in gefälliger Briefform dem Dichter Chamisso mit.

Schlemihl bemerkt in der Gesellschaft von Schmarozern und Lebemenschen, die sich um den reichen Finanzmann John versammelt hat, einen „Mann im grauen Rock“, der auf bloßen Wunsch der Umstehenden nacheinander ein Fernrohr, einen kostbaren Teppich, ein Zelttuch und schließlich sogar drei feurige schwarze Rosse aus der Tasche zaubert. Dieser geheimnisvolle Unbekannte — der Teufel — erhandelt von dem unerfahrenen Schlemihl gegen Fortunati Glückseckel seinen Schatten, den er wie einen Teppich auf dem Boden in aller Ruhe zusammenrollt und fortträgt. Voll Freude entnimmt nun der schattenlose Schlemihl dem Glückseckel ganz nach Belieben unendliche Mengen Gold, aber alle seine Reichtümer befriedigen ihn auf die Dauer nicht; denn der Verlust seines Schattens zieht ihm die Verachtung der Menschen zu, raubt ihm zweimal die Braut, macht einen seiner Diener an ihm zum Verräter und Betrüger und ihn selbst unsäglich elend, trostlos, von allen Freunden verlassen. Nur der treue Bendel, sein erster Diener, hält in rührender Anhänglichkeit bei ihm aus. Da gefällt sich der Teufel ein zweites Mal zu Schlemihl, erklärt sich bereit, ihm den Schatten zurückzustellen, verlangt aber als Entgelt die Seele seines Opfers. Trotz seines Elendes weigert sich Schlemihl, auf diesen schmählischen Handel einzugehen, und schleudert, da der Teufel ihn durch einen künstlichen angehefteten Schatten versucht, Fortunati Glückseckel in einen Abgrund. Der Teufel gibt sein Spiel verloren und entflieht, Schlemihl aber fühlt sich, obwohl arm und schattenlos, zum erstenmal seit langer Zeit wieder frei. Er will nun Bergarbeiter werden, da er bei dieser Beschäftigung um so leichteren Herzens auf seinen Schatten verzichten kann. Als er sich aber ein Paar solide Schuhe kauft, tragen ihn diese im Nu zu den fernsten Ländern: es sind Siebenmeilenstiefel. So wird Schlemihl Naturforscher, durchwandert die ganze Erde, siedelt sich dann in der Thebais mit seinem Pudel Figaro an und scheidet sich während einer schweren Krankheit in einem aus seinem Gelde und unter seinem Namen errichteten Hospital, wo seine frühere Verlobte Mina und der treue Bendel ihn versorgen, ohne daß die beiden ihn erkennen. Der Rest seines Lebens ist dem Dienste der Wissenschaft und der „Buße der Versöhnung“ gewidmet.

Diese in reizendstem Märchenfarbenton gehaltene Prosadichtung hat die verschiedensten Deutungen und Auslegungen gefunden. Für jede einzelne

Figur der Fabel glaubte man das Modell unter den Bekannten und Freunden des Dichters, für jede einzelne Szene irgend ein Erlebnis Chamisso gefunden zu haben; jeder geringfügigen Episode wurde eine tiefere Erzählmoral zugrunde gelegt. Dann wieder gab es Kritiker und Kommentatoren, die das Ganze lediglich als harmloses, heiteres Spiel der Phantasie, als glückliches Ergebnis der dichterischen Laune betrachteten, als ein schattenloses Märchen, dem ein bestimmter moralischer Gehalt weder eigen sei noch auch nach der Absicht des Dichters eignen sollte. Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Weder haben wir auf dem Weg einer weitgehenden Zerfaserung und hochnotpeinlichen Untersuchung aller Einzelheiten die Lösung zu suchen — denn dafür ist das reizende Kabinettstück doch viel zu sehr heitere Dichtung —, noch wird man dem Werke durch die bloße Bezeichnung „Phantasienspiel“ gerecht. Daß Chamisso in der Person des Helden und in dessen Lebensgeschichte sich selbst nach manchen charakteristischen Zügen schildert, steht außer Zweifel. Für einen Pechvogel mochte sich der Dichter in der unruhigen Frühzeit seines ziellosen Strebens nicht ganz mit Unrecht halten. Er lebte von seinen Eltern und Geschwistern getrennt, sah sich gezwungen, die militärische Laufbahn, um derentwillen er endgültig auf die Rückkehr in die Heimat verzichtet hatte, wieder aufzugeben, erfuhr in der Liebe mannigfache Enttäuschungen, ließ sich insbesondere von der französischen Kokette Ceres Duvernay jahrelang mit eitlen Versprechungen hinhalten, um sie schließlich als die Braut eines andern zu sehen, und begegnete bisher als Mensch und Dichter in weiten Kreisen des deutschen Volkes eher frostigem Mißtrauen als freundlicher Aufnahme. Das alles — und hier liegt der Hauptvergleichungspunkt —, weil er seinen Schatten, d. h. sein ursprüngliches Vaterland, sein Heimatsrecht verkauft hatte. Er war als Franzose preußischer Offizier geworden und fühlte nun inmitten des deutschen Begeisterungsturmes der Freiheitskriege, daß er eigentlich kein Recht habe, die Sache der einen oder der andern kriegsführenden Partei als seine eigene zu betrachten. Ihm blieb schließlich nichts anderes übrig, als im unbegrenzten Reiche der Wissenschaft, das alle Länder und Völker in gleicher Weise umfaßt, fern von dem Verkehr mit den Menschen, unermüdlich zu forschen und so der Gesamtheit zu nützen, da es ihm, dem Schattenlosen, zeitlebens nicht vergönnt sein würde, im deutschen Volkstum Wurzel zu fassen. So betrachtet, erfährt bei Chamisso das Problem des Vaterlandslosen eine Lösung, die zu jener sturmbelegten Zeit der Freiheitskriege dem Dichter in seinem Seelen-

konflikt als die einzig mögliche erscheinen mußte: die Internationalität der Wissenschaft soll dem Schattenlosen in Zukunft die Heimat ersetzen.

Gegenüber dieser Hauptbeziehung treten alle andern Anspielungen und Vergleichungspunkte, die man in dem Märchen etwa noch nachweisen kann, durchaus zurück. Das gilt selbst von der — vielleicht auch vom Dichter beabsichtigten — poetischen Gegenüberstellung von Sein und Schein: vom Menschen und seinem Schatten, d. h. seinem Ruhm. Es gilt aber noch viel mehr von allen Anspielungen, die man im einzelnen hier in den Gestalten der vorgeführten Personen und den erzählten besondern Ereignissen finden wollte. Ich halte es zum Beispiel für eine Frage von ganz untergeordneter Bedeutung, ob sich im Leben des Dichters die Modelle für die Figuren des treuen Vendel, des Schurken Raskal, der koketten Fanny, der zarten, aber bleichsüchtigen Mina, von unbedeutenden Gestalten ganz zu schweigen, nachweisen lassen. Daß wir hier nicht eine historisch getreue Darstellung von Chamisso's Lebenslauf vor uns haben, beweist natürlich nichts gegen die Annahme eines vom Dichter bewußt hineingelegten Selbstbekenntnisses. Es genügt, daß „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ in poetischer, daher freier Weise von der zwiespältigen, leidvollen Stimmung des Dichters zur Zeit der Freiheitskriege unzweifelhaft Zeugnis gibt.

Chamisso's romantisches Erzeugnis vereinigt in sich alle Vorzüge eines echten Märchens. Das Seltsame, Wunderbare, Unvermittelte erscheint uns in dem Rahmen, der es umgibt, als das Natürliche und Selbstverständliche. Nachdem zum Beispiel einmal der „Mann im grauen Rock“ unerwartet ein großes Fernrohr aus der Tasche gezogen hat, überrascht es uns nicht mehr, daß er auch einen prächtigen Teppich, ein ganzes Zeltdach, schließlich sogar drei feurige Rappen nach Belieben hervorzaubert und den Schatten des armen Schlemihl in anerkennungswerter Ordnungsliebe auf dem Boden sauber zusammenrollt. Kühne Phantasie und nüchterne Lebensauffassung, dichterische Laune und hervorragende Konsequenz in der Charakteristik, fröhlicher Humor und ernste moralische Tendenz gehen hier Hand in Hand und erscheinen jedes an seiner Stelle als gleichberechtigt. Dieses Märchen ist dank seiner Farbenpracht, seiner wundersamen Gestalten und der vielen spannenden Momente Kindern willkommen und leicht verständlich, und es regt zugleich Erwachsene an, nach seinem verborgenen Sinn immer von neuem zu forschen. Es ist ernst genug, um den Vorwurf der Tändelei gegenüber dem Dichter zu entkräften, und es besitzt von der heitern, zwang-

losen Lust zum Fabulieren mindestens soviel, daß auch der eifrigste ästhetische Kritiker hier niemals von unkünstlerischer Tendenz, von schulmeisterlicher Lehrhaftigkeit und pedantischer Sittenrichterei zu sprechen wagt.

Als Charakter verdient Chamisso nicht ganz die uneingeschränkte Bewunderung, die ihm, wohl zumeist unter dem Zauber seiner gemüthvollen, anmutigen Poesien, von der Mit- und Nachwelt so reichlich gespendet wurde. Sein Verhältnis zu den Eltern und Angehörigen war augenscheinlich recht kühl, fast frostig und unfreundlich, wozu freilich die langjährige örtliche Trennung viel beitragen mochte. Man gewinnt beim Lesen seiner spärlichen persönlichen Bekenntnisse den Eindruck, daß er durch religiöse Gleichgültigkeit und lockern Lebenswandel in den Jünglingsjahren besonders der frommen Mutter viel Kummer und begründete Sorge bereitete. In dem Gedicht „Traum und Erwachen“, das auf der Fahrt in der Südsee unter dem Eindruck der Seekrankheit entstand, ruft Chamisso die Erinnerung an diese verhängnisvolle Zeit wach. Das Bekenntnis erscheint hier durch edle Regungen der Reue verklärt, aber der Gedanke, daß es sich bei diesem Rückblick nach der Ansicht des Dichters um eine Art Gespensterseherei handelt, zerstört schließlich den ersten günstigen Eindruck beim Leser:

Ja! dies ist die Schloßkapelle,
Die Heimat. Heil, daß es ein Traum nur war!
Die Thür ist auf; ich spähe von der Schwelle;
Dort kniet ein Weib und betet am Altar. —
O meine Mutter! Ja, du weinst im stillen
Vor Gott um des verlorenen Sohnes willen.

Der einz'ge bin ich unter deinen Söhnen,
An welchem du nur Schmerz erlebt hast;
Ich konnt' an diese Welt mich nicht gewöhnen,
Die sich verschloß dem ungesägten Gast;
Ich taugte nicht, in einem Amt zu fröhnen —
So fiel ich allen und mir selbst zur Last.
Laß, Mutter, mich in Demut und in Treuen
Dir dienen und den Brüdern und bereuen!

O Mutter, Mutter! laß dein Angesicht,
Daß deine lieben Züge nur mich schauen,
Blick her! Es wird auf mich das milde Licht
Des mütterlichen Auges Ruhe tauen;
Beharrst du stumm und starr? Du regst dich nicht?
O, mich beschleicht ein namenloses Grauen! —
Und langsam wendest du — ich atme freier —
Nach mir das Haupt — du greiffst nach deinem Schleier. —

Weh mir! Ein Schädel stiert, ein morsch Gebein
 Mich an aus Höhlen ohne Stern und Kraft:
 Du, Mutter, bist ja tot, ich seh' es ein;
 Was aber brichst du aus des Grabes Hast?
 Daß ab, nach mir zu langen! — Folgen? — Nein! —
 Da, in die dunkle Tiefe? — Schauderhaft!
 Du ziehst dir nach hinab mich in die Gruft,
 Sie hält mich, schließt sich über mir! — Luft! Luft!

Die Entfremdung gegenüber der Religion seiner Väter hatte schon beim Jüngling so traurige Fortschritte gemacht, daß er seine religiösen Pflichten vernachlässigte, kaum noch eine Kirche besuchte, in Wort und Schrift einer Freigeisterei ähnlich jener seines Freundes Barnhagen huldigte und häufig genug in sarkastischen Ausfällen oder leidenschaftlichen Anklagen gegen das Christentum und gegen die katholische Kirche insbesondere sich erging. Direkt gehässig und unedel ließt sich z. B. seine Abhandlung über das Wirken der spanischen Missionäre in Kalifornien im zweiten Teil seiner Reisebeschreibung, von denen er doch selbst gestehen muß, daß sie die Mitglieder der Romanzoffischen Expedition außerordentlich gastfreundlich aufnahmen, allen ihren Wünschen zuvorzukommen strebten und ihnen für die wissenschaftlichen Forschungen unbeschränkte Freiheit und jeglichen Vorschub gewährten. Durch seine protestantische Heirat und die Erziehung der Kinder in der Konfession seiner Frau hat Chamisso später vollends jede Verbindung mit der katholischen Kirche abgebrochen.

Mit den religiösen hängen die sozialpolitischen Ansichten und Vorurteile des Dichters eng zusammen. Auch hierin erwies er sich als der unentwegte Gefinnungsgenosse eines Barnhagen und Hitzig, einer Rachel und Bettina v. Arnim. Chamisso wandte sich von den royalistischen Traditionen seiner Ahnen ab. Er hat sich dafür um so enger an das liberalisierende jüdische Aufklärertum angeschlossen, das während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in den schöngeistigen Kreisen der preußischen Hauptstadt eine tonangebende Rolle spielte. Chamisso fühlt sich als Demokrat und läßt kaum eine Gelegenheit vorübergehen, ohne daß er gegen die politische und religiöse Reaktion seine abfälligen Bemerkungen macht, die meistens weder besondern Scharfsinn noch die nötigen Kenntnisse auf diesen ihm völlig fremden Gebieten verraten. Die Lebens- und Weltanschauung eines Verranger, dessen leichte Chansons er mit einem andern demokratisch gesinnten Adligen, dem Dichter Franz v. Gaudy, übersetzte, war im wesentlichen auch die seine.

Räuternd haben auf Chamisso die schweren Leiden und Sorgen gewirkt, die ihn in seinen letzten Lebensjahren heimsuchten. Der leichtfertige Spott gegen die Religion verstummte, die Theorien des Liberalismus, die sich als poetisch unfruchtbar erwiesen hatten, traten in den Hintergrund, die Vorliebe für die deutsche Romantik lebte wieder auf. Sie hatte einst seinem Streben ideale Ziele gegeben, ihn zu frohem Schaffen angeregt und seiner Kunst die reichsten Quellen erschlossen, was er nun am Abend seines Lebens in der Zueignung seiner Übersetzung des „Armen Heinrich“ im Jahre 1837 an die Brüder Grimm freudig und dankbar mit den Worten anerkennt:

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt.

Ich schuld' es euch, daß wie im Traume
Verführt mein Saitenspiel erklang
Und sich dem übervollen Bufen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Der Romantik verdankte Chamisso im Grunde auch die fortschreitende Milderung des Zwiespältigen in seiner Natur, das im Verlust der alten Heimat, des angestammten Volkstums begründet war. Sie spielt in allen Phasen dieses seelischen Prozesses eine bemerkenswerte Rolle. Der romantische Freundschaftsbund mit den jugendlichen Nordsterndichtern lindert für den Knaben und Jüngling die herben Qualen des Heimwehs. Das phantasievolle Zaubermärchen „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte“ hilft ihm in der schlimmsten Zeit der Schicksalsjahre 1813 und 1814 über die innere Zerrissenheit seiner politischen Sympathien hinweg. Der von Chamisso mit der ganzen Glut und der poetischen Einbildungskraft eines echten Romantikers erfaßte Plan einer Weltumsegelung war bestimmt, die Wunden zu heilen, die der Krieg von 1815 in der Seele des geborenen Franzosen von neuem aufgerissen hatte. Nach der Rückkehr besingt Chamisso seine Ankunft in Swinemünde im Oktober 1818 mit den innigen Worten:

Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und feuchtet seinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:

Wann müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Der Wunsch des Dichters ist bei seinem Tode in Erfüllung gegangen. Dem entschiedenen Bekenntnis zum deutschen Vaterlande aber folgte unmittelbar die Blütezeit von Chamissos Wirken, zunächst auf naturwissenschaftlichem, später auch auf literarischem Gebiete. In seiner Elegie „Berlin“ hat er 1831 dafür Deutschland treuherzig gedankt. Ganz überwunden war indes der innere Zwiespalt auch nach der Rückkehr von der Weltreise nicht. Die Wunde war geheilt, die Narbe blieb.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Wilber,
Die lang ich vergessen geglaubt!

Reise Wehmut spricht aus diesen Versen. Doch hat sie den Sänger nicht davon abgehalten, in ruhiger Liebe der alten Heimat zu gedenken. So ist das stimmungsvolle Gedicht „Schloß Boncourt“ nicht nur eine der schönsten Perlen romantischer Poesie geworden, es enthält auch den harmonischen Ausklang des langjährigen Kampfes um Nationalität und Heimat —, eines gewinnbringenden Kampfes, der im Dichter das Interesse für fremde Völker und Länder weckte und seinen Blick für die edlen Seiten ihrer Eigenart schärfte:

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Alois Stockmann S. J.